

Vulpis Adolatio

Festschrift für
HUBERTUS MENKE
zum 60. Geburtstag

Herausgegeben von
ROBERT PETERS
HORST P. PÜTZ
ULRICH WEBER

SONDERDRUCK

Universitätsverlag
C. WINTER
Heidelberg, 2001

LUDWIG M. EICHINGER · KIEL

Regiolektales Sprechen in Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ Nicht zuletzt am Beispiel des Niederdeutschen

1. Fremde Sprache – fremde Welt

Wenn in Hans Jakob Christoffel Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ die Sprache des Volkes in Form des Niederdeutschen auftaucht, so ist regelmäßig der Teufel los.

Das ist gleich zu Beginn des Romans so, als uns unser Erzähler-Simplicius von den Erfahrungen unseres tumben Helden erzählt, die er nach der Verwüstung seines vermeintlichen Elternhauses durch raubende, mordende, vergewaltigende und marodierende Kriegshorden macht. Am Morgen danach begibt sich unser Held aus seinem Versteck im Wald, um zu sehen, was da ist, in den Worten des Ich-Erzählers:

*Als aber der Morgenstern im Osten herfür flackerte / sahe ich meines Knans
Hauß in voller Flamme stehen / aber niemand der zu leschen beehrte; ich
begab mich herfür / in Hoffnung / jemand von meinem Knan anzutreffen /
wurde aber gleich von fünff Reutern erblickt / und angeschryen: Junge / kom
heröfer / oder schall my de Tüfel halen / ick schiedte dick / dat di de Dampff
zum Hals utgaht; Ich hingegen blieb gantz stockstill stehen / und hatte das*

Maul offen / weil ich nicht wuste / was der Reuter wolte oder meynte [...] (ST 20)

Es ist die fremde, unverständliche Welt eines Krieges, der in seiner geographischen Weiterung, in seinen jedem Menschlichen Hohn sprechenden Handlungen, und dann auch in seiner sprachlichen Form weit jene regionale Welt überschreitet, die uns in ironischer Präsentation am Anfang geschildert wurde. Der Welt des einfachen, unwissenden Bauernkindes in der ländlichen Gegend des Spessart, in dessen regionalen Dialekten der Vater *Knän* heißt, die Mutter *Meüder*, einer Welt, welche dem Simplicius nur sehr begrenzte Möglichkeiten der Weltinterpretation gibt – was ja weidlich zur satirischen Distanziertheit der Schilderung von Marter und Tod beiträgt. Nun hat Timothy SODMANN (1973, 344) schon festgestellt, daß, entgegen der realistischen Dialektzuordnung der simpliciatischen Heimatsprache, des Spessarter Dialekts also, das Niederdeutsche dieses Zitats kein „reines“ Niederdeutsch ist, und sich dementsprechend von den heutigen Dialektverhältnissen her nicht regional einordnen ließe. Das deutlichste Zeichen dafür ist zweifellos das Vorkommen der lautverschobenen Formen *Dampf* und *zum*. Das ist zunächst umso unverständlicher, als Grimmelshausen durchaus auch in der Lage ist, angemessenes Niederdeutsch zu produzieren. Man kann sicherlich der auch schon bei Sodmann angedeuteten Lösung zustimmen, daß hier die sprachliche Mischung jene Verwirrung der Völker widerspiegeln, wie sie der Dreißigjährige Krieg mit sich gebracht habe. So hat sich eine buntscheckige Interlingua des Krieges entwickelt, die eine Verständigung über die verschiedensten Gegenden des deutschen Sprachgebiets erlaubte. Buntscheckig ist die Sprache und unverständlich wie die Worte sind die Handlungen derer, die so sprechen. Sie alle tragen somit ihr Teil dazu bei, im ganzen des Romans ein Bild zu erzeugen, wie es das vielbesprochene Titelkupfer vor Augen führt, auf der uns diese aus vielfältigen Elementen zusammengesetzte Figur mit apotropäischer Fingerhaltung auf ein Buch weist, auf dessen Seiten die Narrenkappe und das unschuldige kleine Kind unverbunden neben Waffen und Kanonen auftaucht.

„Hier sind Gegenstände sichtbar nebeneinander angeordnet, die als hieroglyphenartige Zeichen wie Stichworte zur Romanerzählung aufgefaßt werden könnten: Krone, Kleriker- oder Kardinalskappe. Haubitze, Sack mit Geld, Würfelspiel, Biene (Fliege?) Festungsturm, Trinkglas, Wickelkind, Degen, Narrenkappe, Stadt ohne Befestigung, Baum, Schiff mit Segeln, Skorpion (?) Salbentopf, Kröte(?)“ (NOEHLES 1976, 109).

In den emblematischen Kodierungsweisen, in die Grimmelshausen sein Titelkupfer einbezogen hat, sind das aber nicht nur Zeichen für die Objekte, sondern Träger einer emblematischen, tieferen Bedeutung, die nicht unmittelbar einsichtig ist. Direkt interpretiert führen sie zum Teil auch in die Irre oder sind einfach nicht zu lesen. Und so geht es dem Simplicius, der da noch gar nicht so heißt, auch mit dieser buntscheckigen Sprache des Krieges. Unser Held versteht nicht, worum es geht, und entgeht dem Erschossenwerden nur dadurch, daß ein Morast Distanz zwischen ihm und den Reitern schafft, so daß die Reiter den nach dem Schuß vor Schreck hingestürzten Simplicissimus als einen Toten liegen lassen.

2. Verflechtung der Ebenen

Gerade die Szene, in der wir uns befinden, paßt gut zu dieser Deutung der „unreinen“ Form der niederdeutschen Äußerung als einer Art Pidginisierungseffekt. Gerade in der hier angesprochenen Kriegsphase geht es auch mit dem Kriegsgeschehen drunter und drüber. Wie wir der Zeitrechnung der folgenden Kapitel entnehmen können, befinden wir uns an diesem Punkt der Handlung im Jahr 1631 oder 1632, mitten im Dreißigjährigen Krieg, genauer zu der Zeit, zu der das schwedische Heer bis hin zur Schlacht bei Lützen (im Jahr 1632) zahlreiche Städte in Mittel- und Süddeutschland erobert. Die marodierenden Soldaten, auf die unser Simplicius trifft, gehören zu der im Rahmen dieser Kämpfe umherstreifenden Soldateska. Im Gefolge der Schlacht bei Nördlingen, in der am 6. September 1634 das schwedische Heer vernichtend geschlagen wurde, wird dann zweieinhalb Jahre später auch Gelnhausen zerstört werden, was in der Romanhandlung den Anlaß dazu bieten wird, daß Simplicius nach Hanau kommt. In Nördlingen standen sich zwei etwa jeweils 30 000 Mann starke Heere gegenüber, die schwedische Armee unter Bernhard von Weimar und Horn verlor 12 000 Mann. Dem Bernhard von Weimar – oder dem „Cardinal Richelieu“ (135) – soll der „weise Narr“ Simplicius in Hanau dann auch als diplomatisches Geschenk noch offeriert werden, wird es dann aber doch nicht.

„Die schwedische Niederlage beendete das militärische Übergewicht der Schweden und ermöglichte den Vorstoß kaiserlicher Truppen nach Norden bis über die Mainlinie. Flichende und siegreiche Truppen verheerten erneut weite Landstriche“ (BERGHAUS/HÖLZ 1976, 23).

Wir befinden uns also in zeitlich und geographisch gut beschreibbaren Umständen. So sind die marodierenden Soldaten unserer Szene, die unseren Helden so wüst auf niederdeutsch bedrohen, zum einen durchaus ein Element der realen Kriegswirklichkeit, wie sie sich auch auf Grimmelshausens eigene Lebenserfahrung zurückprojizieren ließe.

Zum anderen sind die auftretenden Reiter aber auch aus dem Inventar der topischen Darstellung der Kriegsgreuel genommen, wie Grimmelshausen sie bekanntlich zum Beispiel den 1643 erschienenen „Gesichten Philanders von Sittewald“ seines oberrheinischen gelehrten Dichterkollegen und -bekannten Johann Michael Moscherosch entnehmen konnte und entnommen hat (vgl. MEID 1984, 110). Zu denken ist in diesem Zusammenhang auch an die bildliche Darstellung der Kriegsgreuel, die Jacques Callot in „Les Grandes Misères de la Guerre“ 1633 vorgelegt hatte. Günter WEYDT (1990, 304) hat wahrscheinlich gemacht, daß Grimmelshausen einzelne dieser Bilder ganz konkret als Vorlage für Szenen des Romans, so zum Beispiel die der sich rächenden Bauern, genutzt hat (ST 36ff). Allerdings ist in Grimmelshausens Verwendung dieser Elemente auch das ursprünglich Grauenhafte in die Brechung durch die Satire einbezogen, die moralischen Intentionen der Vorlagen widerstreiten mit den pikarischen Erzählmustern. Gerade im Vergleich zu den genannten literarischen und künstlerischen Vorbildern ist Grimmelshausens leichthändige Darstellung auffällig, die in der zeitlichen Distanz vom Geschehen, in der Grimmelshausens Text verfaßt wurde, sicher auch einfacher war.

Das Auftreten solcher kriegswelthaltiger Figuren hat also eine Reihe von Gründen. Es handelt sich zum einen durchaus um eine „zeitgenössische“ Erzählung, die sich auch autobiographisch unterfüttern läßt. Geburtszeit und -ort des Simplicius passen auch zu Grimmelshausens Leben.

„Über seine erste Lebensphase gibt es nur spärliche Zeugnisse. Geboren ist er 1621 oder 1622 in der kleinen Reichsstadt Gelnhausen, [. . .] Offenbar hat er die dortige lutherische Lateinschule besucht, bis im Septemer 1624, nach der Schlacht von Nördlingen, auch die Stadt Gelnhausen ein Opfer des Krieges wurde. Die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt, die Bevölkerung floh teilweise in die nahegelegene Festung Hanau, die von einer schwedisch-hessischen Garnison gehalten wurde. Man nimmt an, daß der Schüler Hans Jacob Christoffel unter diesen Flüchtlingen war.“ (BREUER 1999, 11/12)

Sie wiederzugeben würde sich aber gar nicht lohnen, wenn sie nicht als ein allgemeines Exempel gelten könnte:

„So erfordert jedoch die Folge meiner Histori/daß ich der lieben posterität hinderlasse/ was vor Grausamkeiten in diesem unserm Teutschen Krieg hin und wieder verübet worden/“ (ST 17)

Ja, mehr noch, erzählenswert sind jene grausamen Schicksalsfälle nur, um zu zeigen, wie sie sich mit „der Güte des Allerhöchsten“ (ebd.) vereinbaren lassen. Nur so werden sie zur Historie, jener durchgehend erzählten Geschichte, aus der man etwas lernen kann, bleiben nicht nur Fabel. *Histori*, das ist der durchlaufende Ablauf der Geschichte, *Fabeln*, das sind „phantastische, dem Märchen nahekommende Erfindung[en]“ (STRELLER 1990, 27). Gerade im *Simplicissimus* muß der Autor immer wieder einmal klarmachen, daß und wann er wieder zur *Histori* zurückkehre; denn gerade dadurch, daß die Erzählungsfiktion davon ausgeht, daß der Held selbst im Rückblick seine Geschichte erzählt, kommt es zu allerlei Durchbrechungen, sei es Nebenerzählungen („Stücklein“), aber auch meist ironisch gebrochene gelehrte Kommentierungen oder auch die Gesellschaftsallegorien. Auch sie werden allerdings nur erzählt, insoweit sie für die Ganzheit der Historie von Bedeutung sind, bzw. desto wirksamer sind, indem sie erlauben, lachend die Wahrheit zu sagen.

Und wenn auch das Individuelle der Figur des *Simplicius* und seiner Erlebnisse nicht verschwindet, so ist ja inzwischen hinreichend bewiesen, daß unser wohl beleesener Dichter kunstvoll exemplarische Versatzstücke in diese Lebensgeschichte vom „betrügenden Wahn“ einbaut (s. HESSELMANN 1993, 108/9). Zum dritten aber sollte nicht vergessen werden, daß Grimmelshausen in rhetorischen Zeiten schreibt. Grimmelshausens Stellung zur überkommenen Rhetorik ist ambivalent; wie HESSELMANN (1993, ebd.) zeigt, teilt er mit einer seiner wichtigsten Bildungsquellen, Garzonis „Piazza Universale“, die übliche Kritik an der „Wohlredenheit als arglistige, aufgeputzte Lüge, als prächtig scheinendes Blendwerk, als effekthascherische Schönrederei und manipulierende Täuschungsstrategie“. Das heißt aber nicht, daß das rhetorische Deutungsmuster insgesamt verlassen würde. Vielmehr wird zumindest im Haupttext (der *Histori*) ein Ideal der direkten Einfachheit propagiert und meist auch realisiert.

„Der simplicianische Stil impliziert, »einem jeden die Wahrheit ohne Scheu zu sagen«, denn wer die Wahrheit hören will, so fährt *Simplicius* fort, »der muß auch den *Stylum leyden/* durch welchen [er] die liebe Wahrheit auff gut *Simplicianisch* anzuzeigen gewohnt« ist“ (HESSELMANN 1993, 115).

In diesem Kontext signalisieren uns die ganze Umgebung dieser Szene, aber auch die Verwendung der regionalen Volkssprache, daß wir uns im *genus humile* befinden, damit prinzipiell auch in der Nähe der Komödie.

3. Satirisches Sprechen im rhetorischen Rahmen

Diese Deutung ist von der oben zitierten Stelle her allein wohl nicht abzulesen: das Auftreten der Soldaten ist aber das Ende der Schilderung der bäuerlichen Welt, in der wir Simplicius zu Beginn des Romans aufwachsen und aus der wir ihn jetzt vertrieben sehen. Und die wird uns von Anfang an in der Diskrepanz zwischen scheinbar höfischer Redeweise und derber Realität im satirischen Bild einer verkehrten Welt verkauft.

Zwar ohngeschertzt/ mein Herkommen und Aufferziehung läst sich noch wol mit eines Fürsten vergleichen/ wenn man nur den grossen Unterscheid nicht ansehen wollte/ was? Mein Knan [...] hatte einen eignen Pallast/ so wol als ein anderer/ ja so artlich/ dergleichen ein jeder König mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag/ sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird; er war mit Laimen gemahlet/ und an statt deß unfruchtbaren Schifers [...] mit Stroh bedeckt [...] (ST 9/10)

Auch diese Gegenüberstellung findet ihren Höhepunkt in einem regionalen volks-sprachlichen Belehrungsdialog zwischen dem Knan und Simplicius, was die Pflichten eines Schafhirten angehe:

„Er sagte/ Bub biß fleissig/ loß di Schoff nit ze weit vunananger laffen/ und spill wacker uff der Sackpfeiffa / daß der Wolff nit kom / und Schada dau / dann he yß a solcher feyerboinigter Schelm und Dieb / der Menscha und Vieha frisst / un wan dau awer farlässi bisst / so wil eich die da Buckel araua. Ich antwortet mit gleicher Holdseeligkeit. Knano / sag mir aa / wey der Wolff seyet? Eich huun noch kan Wolff gesien: Ah dau grober Eselkopp / replicirt er hinwieder / dau bleiwest dein Lewelang a Narr / geith meich wunner / was auß dir wera wird / bißt schun su a grusser Dölpel / und waist noch neit / was der Wolff für a feyerfeussiger Schelm iß.“ (ST14)

Hier ist ganz weitgehend eine rheinfränkische, genauer gesagt eine mittelhessische Mundart verschriftlicht, die sich schon durch die Formen von *eich* für ‚ich‘ und von *he* für ‚er‘ relativ eng begrenzen läßt, und sich jetzt auch in ihrem Charakter durch die anschließenden Beschreibungen des mittelhessischen Sprachatlas noch genauer charakterisieren läßt, als das bei SODMANN (1973, 341/342) schon geschieht.¹ Recht kennzeichnend für das Mittelhessische sind einerseits die „gestürzten“ Diphthonge z.B. bei *vierfüßig*, andererseits Erscheinungen wie der Hochzungenvokal in *schon*, *so* oder *groß*. Die letzte Erscheinung stellt eine Verbindung zu benachbarten ostfränkischen Dialekten dar. Eine typische mittelhessische Erscheinung ist auch der Tatbestand, daß die mittelhochdeutschen

¹Die dortige Klassifikation als „Oberhessisch“ ist zumindest ungenau; man vgl. dazu jetzt die Beschreibung der mittelhessischen Spezifika von DURREL/DAVIES (1990, 222/223).

steigenden Diphthonge häufig, wie hier z.B. *ou* in *ouch*, oder *ei* in *kein* durch den langen tiefen Vokal /a:/ repräsentiert wird: *aa*, *kan*. Man kann jedenfalls feststellen, daß die örtliche Mundart des mittelhessischen Gebiets in der Umgebung von Gelnhausen nicht nur mit einigen Andeutungen umrissen, sondern recht genau charakterisiert wird. Zu Recht hat SIEGERT (1995, 283) darin eine wesentliche Eigenheit des Grimmelshausenschen Textes gesehen.² Für uns aber ist viel wichtiger, daß auch in diesem recht ausführlichen Exemplar eines volkssprachlichen Gesprächs eine in jeder Hinsicht beschränkte Kommunikationssituation gewählt wird; der Dialog strotzt vor mehr oder minder rituellen Insultationen, die interaktionszentrierten Dikta dieses Typs häufen sich vor allem am Ende des Dialogs.

4. Funktion in der Didaxe des Textes

Dazu kommt noch, daß die übermittelte sachliche Information in keiner Weise hinreichend ist, um den Wolf, diesen „vierfüßigen Schelm“, hinreichend zu identifizieren, wiewohl unser Erzähler-Ego kurz vorher ironisch angemerkt hat, daß der Spessart, wo sich seine geschilderte Heimstatt befunden habe, ein Ort sei, „allwo die Wölff einander gute Nacht geben“ (ST 11). Die Ansprüche an Informativität in diesem Dialogspiel können also in einem ernsthaften Sinne nicht als erfüllt gelten. Dem Knan fehlt es an Beziehungskompetenz wie an der angemessenen Einschätzung der Wissensdefizite des Simplicius, was dann dazu führt, daß eine von falschen Wissensvoraussetzungen ausgehende Beantwortung keine hinreichenden Schlüsse zuläßt, so daß die Interaktion unter Nützlichkeitsaspekten als mißlungen gelten muß (vgl. BUCHNER 1994). Und so führt denn diese Belehrung unmittelbar in das nächste Mißverständnis hinein: Simplicius hält die durch sein Dudelsackspiel und seinen Gesang angelockten Reiter für Wölfe: „dann ich sahe anfänglich Roß und Mann (wie hiebevör die Americaner die Spanische Cavallerey) vor eine einzige Creatur an“ (ST 16). Neben dem hier genannten Intertext ist diese Stelle natürlich nicht ohne Erinnerung an die erste Begegnung des Wolframschen Parzivals mit den Rittern zu denken. Aber auch daran wollen wir uns nicht weiter festhalten. Vielmehr führt uns ja dann die Geschichte nach der Vernichtung des heimatlichen Hofes mit all den dabei geschehenen Schrecklichkeiten gleich zu der Szene, wo die Reiter versuchen, den aus ihrer Macht geflohenen Simplicius in diese zurückzuholen oder zu töten. Und es ist im Lichte der ganzen Geschichte dann auch nicht verwunderlich, daß der Reiter im Rahmen seiner interaktionszentrierten Dikta den Teufel im Munde führt. Wir können das durchaus auch informativ verstehen, betroffen wird es aber den Sprecher: der Teufel wird ihn holen.³

Aber schon im Versteck der Nacht hatte die Nachtigall, „Trost der Nacht“, die ihren Schöpfer singend lobt – so wird es im Lied des Einsiedel etwas später heißen – den Simplex zur Ruhe gebettet,⁴ und gleich anschließend wird er mit dem gottgefälligen Leben

²Streller (1990, S.97) sieht an diesen Stellen das Musterhafte des pikarischen Sprechens im Hinblick auf eine „Individualsprache des Erzählens“ durchbrochen.

³Vgl. auch die Bestrafung der Bauern, wo der Gott abschwörende Bauer von den Reitern – obwohl scheinbar kugelfest (was zur Gottlosigkeit und zur Zeit paßt, vgl. HDA 1987 Bd. 2, Sp. 1353/54) – mit einem Hieb zur Hölle geschickt wird.

⁴Allerdings noch im Duett mit den Klageschreien der gemarterten Bauern.

des Einsiedel konfrontiert werden. Das göttliche Walten wird sichtbar. Auch das Reden des Einsiedlers mit Gott ist Simplicius zwar zunächst „ein ganz unverständliche Sprach“ (ST 21), aber der Einsiedel vermag ihn schnell und präzise zu belehren – allerdings nicht in Dialogen. Und auch das berühmte Zweigespräch, in dem wie im Parzival oder in Ulrich von Zazikhovens Lanzelet klar wird, daß Simplicius nichts, nicht einmal seinen Namen weiß, ist zwar, was den Teil des Simplicius angeht, in der naiv paraphrasierenden Sprache des unwissenden Kindes gehalten, aber es findet sich außer den Shibboleths von *Knan* und *Meüder* keine regionale Färbung mehr.⁵ Das bleibt auch weiter so, denn in Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ berichtet uns weithin ein allwissender Ich-Erzähler in einer Mittelrolle als Berichtender und Erlebender von den Geschehnissen.

5. Der Signalwert „auffälligen“ Sprechens

Vergleichsweise selten läßt unser Erzähler die vorkommenden Figuren miteinander in einen Dialog eintreten, in dem sie reden, wie ihnen der (regionale) Schnabel gewachsen ist. Und wenn das so ist, führt das, wie wir gesehen haben, häufig zur Dokumentation grundlegenden Mißverstehens. Stefan DEEG (1995, 28) hält das für etwas, das sich aus den Grundbedingungen des Romans ableiten läßt. Die Ereignisse, in die er gerät, leiten unseren Helden an, das Betrügen des Wahns für sich selbst zu nutzen. Schon früh lernt auch Simplicius, daß das Sprechen der Wahrheit ihm nur Schwierigkeiten einbringt, daß er zumindest in der jeweiligen Situation mit Taktiken der „*simulatio*“ besser fährt, wenn das auch längerfristig anders aussieht:

„Daß zwischen so vielen Protagonisten im *Simplicissimus* Teutsch so wenig echte Kommunikation stattfindet, liegt vor allem auch in den Zeitläuften begründet: Die Gewalt und die Reaktion auf Gewalt mit erneuter Aggression verlangen vor einem unvoreingenommenen Sich-einlassen auf den andern das Denken ans eigene Überleben.“ (DEEG 1995, 28)

Sprich, damit ich die mißverstehe, könnte zumindest über einigen zentralen Dialogen des Grimmelshausenschen Werkes stehen. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht vor allem die Stellen, in denen eine dialektale Form des Deutschen auftritt. Nun wäre es zweifellos naiv, zu meinen, es handle sich an diesen Stellen um die Wiedergabe der Sprache des Volkes. Vielmehr ist die Wahl des dialektalen oder auch anderssprachigen Sprechens durchaus in die rhetorische Tradition des Schreibens eingebettet, der Grimmelshausen ohne jeden Zweifel angehört. In ihr gehören niedere Charaktere und einfache Sprache zum satirischen Genre.

In der weiteren Folge, wenn Simplicius zum Gubernator James/Jakob Ramsay, einer historischen Person, dem aber im Roman als Bruder der Mutter des Simplicius und damit Schwager des Einsiedel eine bedeutsame Rolle beigelegt wird, nach Hanau kommt, wird durch seine Rollenverwandlung zum Narren die Welt, die dort dargestellt ist, unmittelbar satirisch faßbar. Die Dialoge mit dem Gubernator, die sich dann immerhin noch finden,

⁵ Bemerkenswert ist allenfalls die sprechsprachlich-automatisierte Fassung des „Vater unser“ an dieser Stelle, der eine innig-gläubige Version aus der Narrenzeit des II. Buches gegenübergestellt wird, kurz bevor der zum Kalb gemachte Simplicius wieder Mensch werden soll (ST 131).

laufen in hochsprachlicher Form ab und transzendieren häufig im Sinne der satirischen Instruktion das, was man von dem Rollen-Ich des im Walde aufgewachsenen Simplicius erwarten könnte. Und als der Narr, dem man ein Kalbsfell übergezogen hat, gar zu klug geworden ist, – er versteht sogar Latein – naht wieder ein niederdeutscher Einwurf, und wieder hat er mit dem Teufel zu tun. Als der Gubernator räsoniert:

*„Ich halte ihn vor einen Narrn / weil er jedem die Wahrheit so ungescheut sagt
/ hingegen seynd seine Diskursen so beschaffen / daß solche keinem Narrn
zustehen“ (ST 130),*

bricht es aus dem „tollen Fähnrich“, den Simplicius vorher bloßgestellt hat, heraus:

*„Watt wolte met deesem Kerl sin / hey hett den Tüfel in Liff / hey ist beseten /
de Tüfel der kühret ut jehme“ (ST 130).*

Die sprachlichen Einzelheiten sind wiederum bei SODMANN (1973, 345) besprochen, die Graphie der Artikel und des Konsonantismus in *Tüfel* würde ich eher als Anpassung an Lesegewohnheiten sehen, denn als die Wiedergabe spezifischer Eigenheiten. Auch hier handelt es sich um einen Vertreter der anderen, für Simplicius eigentlich unverständlichen Welt. Den Teufel im Leib zu haben, besessen zu sein, das ist eine Bedrohung in dieser Welt, die schon mit den Gläubigen nicht lange fackelt. Aber auch hier wissen wir es eigentlich schon besser, wenn in unserem satirischen Kontext für Simplicius nicht allzu lange davor bereits eine Höllenfahrt inszeniert wurde, die er mit Hilfe des Pfarrers ohne Anfechtung und mit Verstellung besteht. So wissen wir Leser zumindest schon länger, was jetzt auch in dem oben schon erwähnten innigen Zeugnis des reinen Glaubens noch einmal sichtbar wird, daß es keinesfalls der Teufel ist, der hier spricht, wiederum vertritt eher der, der ihn an die Wand malt, die Position des Teufels. Auch der Gubernator, der zunächst auch vermutet, „daß vielleicht der Teuffel mit unter der Decken lege“ (ST 131), wird mit Hilfe des Pfarrers darauf gebracht, die Verwirrung des Simplicius seinem bisherigen üblen Leben zuzuschreiben, sein nunmehr so auffälliges Wissen eher der Offenheit gegenüber allem, was er beim Einsiedler gelernt habe, ja seine Äußerungen „bey nahe vor ein *Oracul* oder Warnung Gottes“ (ST 133) zu halten. So wird diese Äußerung des tolleren Fähnrichs zum nächsten Wendepunkt, da der Glaube an dieser Stelle den Simplicius mit Hilfe des Pfarrers aus seiner Kalbsrolle herausholt. Herausholen würde, muß man wohl besser sagen, denn bevor das geschieht, wird unser Held von kroatischen Truppen von dem Eis vor Hanau weggefangen. Das nun mit einer gänzlich fremden Sprache, der wir aber keine weitere Aufmerksamkeit schenken wollen.

6. Im Kontrast: der Wilde aus dem Wald als Held in Westfalen

Auf jeden Fall kommt unser Held so in den Krieg, wird aber sein Narrengewand noch nicht los, bekommt vielmehr sogar ein neues mit großen Eselsohren. Und wie unserem Simplicius bisher, als dem Einfältigen, dem Mahner zum Guten und dem weisen Narren von anderen Seiten angedroht oder vorgespielt wurde, es sei der Teufel im Spiele, so wird er jetzt allmählich in die Kriegshändel und mehr noch als in Hanau schon in die in der Welt übliche Verstellung hineingezogen. Und zumindest sein Bild und sein Ansehen

wechseln selbst auf die Seite des Bösen. Als Simplicius Simplicissimus bei Kassel aus dem Lager der Kroaten entkommen ist, wird er selbst von ein paar Wegelagerern ergriffen, die bei seinem Ansehen, haarig und mit Ohren, die wie Hörner aussehen mit seinem elektrostatisch aufgeladenen und daher im Finsternen Funken sprühenden Fellgewand, eine Ahnung und Angst ankündigt, die Simplicius sich zu nutze macht, auf die Frage, wer er sei, antwortet er „mit erschrecklicher Stimm“:

*„Der Teuffel bin ich/ und will dir und deinem Gesellen die Häls umdrehen!“
(ST 139)*

Mit Erfolg, Hals über Kopf fliehen die beiden Schnapphähne; und als sie am nächsten Morgen in größerer Zahl zurückkommen, bestätigt der eine der Geflohenen:

*Aber der eine schwur/ der Teuffel sollt ihn holen/ wanns nicht der Teuffel
selbst gewesen sey (ST 140).*

Und dunkel, und schwarz, und teuflisch, so bleibt es auch weiterhin, wird doch unser Simplicius in der Folge selbst ein Räuber in den oberhessischen Wäldern, dessen Erscheinung den Eindruck erweckt, „der böse Feind wandere warhaftig in derselbiger Gegend umher“ (ST 142). Da die Leute mehr und mehr vor ihm fliehen, wird das für ihn bedrohlich, da stößt er auf eine Hexenversammlung, die durch die Lüfte fliegt, die Anrufung Gottes läßt ihn zu Boden fallen, und er landet im kaiserlichen Lager in Magdeburg. Dort wird er zwischen die paradigmatischen guten Figuren des Romans, den alten und den jungen Hertzbruder, und den paradigmatisch dem Teufel verfallenen Oliver gestellt (vgl. EICHINGER 1988). Der tritt hier im Gefolge eines „Provosen“ auf, von dem es heißt:

*[...] einen solchen abgefäumten Ertz-Vogel und Kern-Bößwicht/ [...] er war
einrechter Schwartzkünstler/ Siebdreher⁶ und Teuffelsbanner/ und von sich
selbsten nicht allein so vest als Stahl/ sondern auch über das ein solcher
Gesell/ der andere vest machen [...] konnte (ST 159/60).*

Dessen Zauberkunststücke führen dann auch zur Degradierung des jungen Hertzbruders. Aus allerlei Wirnissen befreit dann die Schlacht bei Wittstock den Simplicius, die ihn letztlich als Jungen eines redlichen, aber kärglichen bayerischen Dragoners ins Paradies kommen läßt, ebenso wörtlich wie metaphorisch. Dabei sieht es zunächst gar nicht so aus, denn sein neuer Herr macht ihn zunächst – man lagert in Soest – mit den minderen Vergnügungen der westfälischen Küche vertraut. Die Sparsamkeit des Herrn betrifft auch ihn:

*[...] darvon kams/ daß ich den treugen Pumpernickel gewaltig beissen/ und
mich mit Wasser/ oder wenn's wol ging/ mit dinn Bier behelffen muste/ wel-
ches mir eine abgeschmackte Sach war/ massen mir meine Keel von dem
schwarzen truckenen Brod gantz rauch/ und mein gantzer Leib gantz ma-
ger wurde (ST 181).*

⁶Vgl. HDA 1987 Bd. 7, 1686 ff, v.a. 1692.

Mit dieser Bemerkung kommt eine Phase, die unseren Autor als einen kenntnisreichen Charakteristen der westfälischen Gegebenheiten zeigt, was sich insbesondere auch deswegen erweist, als wir in den folgenden Kapiteln eine Phase militärisch-gesellschaftlichen Glanzes für Simplicius erleben. Der Pumpernickel, das westfälische schwarze Brot, wie es im Grimmschen Wörterbuch umschrieben wird, ist unter diesem Namen erst seit dem 17. Jahrhundert belegt, gilt aber als regionalspezifisch, und taucht daher in der folgenden Partie mehrmals auf, nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit dem Beutezug im Pfarrhof, auf den gleich noch einzugehen sein wird. Auch das dünne Bier, das der Soldat hier bekommt, gilt als ein Specificum Westfalens (s. FLEITMANN 1985, 117). Diese Zeiten dünnen Biers und trockenen rauen Brotes sind aber nur ein kurzer Übergang zum guten Leben, daß Simplicius im wirklichen wie im metaphorischen Sinne ins „Paradies“ kommt, markiert das Ende dieser Phase:

„In das Kloster Paradeis bei Soest gelangt Simplicissimus Ende 1636 und genießt dort ein Wohlleben westfälischer Art.“ (BERGHAUS/WEYDT 1976, 77)

Oder in des Simplicius und seines Herrn eigenen Worten:

[...] kommen wir in das Paradeis, wie wollen wir fressen! Ich antwortet/ der Nahm ist ein gut Omen, Gott geb dass der Ort auch so beschaffen seye; Freylich/ sagte er/ (denn er verstunde mich nicht recht) wenn wir alle Tag zwey Ohmen von dem besten Bier sauffen könnten [...] (ST 182).

Und so deutet die Gesprächsführung schon an, was die Handlung auch bald zeigen wird, daß der Simplicius nunmehr die Führung übernimmt, er ist weltläufig, erfolgreich, hier auch noch rechtschaffen, aber der Hochmut wird ihm bald zu schaffen machen. Dieses Wohlleben und das Westfälische an ihm wird von Grimmelshausen mit durchaus konkreter Kennerschaft geschildert, die er wohl auch der eigenen Erfahrung verdankt, gelangte doch Grimmelshausen höchstwahrscheinlich selbst Ende 1636 als „Pferdejunge im Leibregiment des bayerischen Feldmarschalls, des Grafen Johann von Götz, nach Westfalen ins Winterquartier der Stadt Soest“ (MARQUARDT 1976, 71).

Hier eröffnet sich ein kulinarischer Himmel deutlich regionaler Provenienz:

[...] da setzte es das fetteste Bier/ di beste Westphalische Schincken und Knackwürst/ wohlgeschmack und sehr delicat Rindfleisch/ das man auß dem Saltzwasser kochte/ und kalt zu essen pflegte; da lernet ich das schwartze Brod Fingers dick mit gesalzenem Butter schmieren/ und mit Käß belegen/ damit es desto besser rutschte/ und wann ich so über einen Hammelskolben kam/ der mit Knoblauch gespickt war/ und eine gute Kanne Bier daneben stahn hatte/ so erquickte ich Leib und Seel/ und vergasse all meines außgestandenen Leyds“ (ST 182).

Das ist zweifellos das Paradies und das Schlaraffenland gemeinsam. Gerade Schinken und Knackwürste erscheinen auch an anderen Stellen des Simplicius Simplicissimus und in anderen Werken Grimmelshausens als die Paradebeispiele des guten und üppigen Essens (vgl. FLEITMANN 1985, 116/117). Und auch das „schwarze Brod“ verliert in der Umgebung der gesalzenen Butter seinen Schrecken.

Die ganze Umgestaltung der Lebensumstände zeigt sich auch darin, daß der *Simplicius Simplicissimus* nun zeitweilig seinen Namen verliert. Konnte ihn schon sein kärglicher Herr nicht recht aussprechen und verdeutschte ihn zu Simbrecht (ST 182), und behauptet der Schreiber, der das Vermächtnis des verstorbenen Herrn an Simplicius beurkundet, es sei „kein Teuffel in der Höll/ der also hei[ße]“ (ST 185), so wird er nun das in feinen grünen Stoff gekleidete und von dem Jäger des Klosters in seine Künste eingewiesene und mit Ortskenntnis versehene *Jägerken* (ST 184). Dieser nom de guerre des erfolgreichen Fourageurs mit seinem junkerhaften Betragen klingt wie die anerkennende Bezeichnung in der örtlichen Mundart, mit der nicht vollzogenen Lautverschiebung und dem Frikativ in der Mitte des Wortes. Von der sozialen Einbettung spricht diese Benennung, sprechen auch jene Lobsprüche, die sich der stolz und eitel gewordene Simplex im Verlaufe dieser Phase gerne anhört:

Sehet/ das ist der Jäger! Ah, welch ein schönes Pferd! Ach wie ein schöner Federbosch! oder / Min God/ wat vor en prave Kerl is mi dat! (ST 238).

Aber nicht nur von der Einbettung in die Umgebung, von der er stolz getragen wird, spricht das Zitieren dieses Spruchs gerade in der Mundart; ihre Verwendung ist auch wieder das Signal dafür, daß die Sprecher weder zu den „verständigen Leuten“, noch zu den „Allerklügsten“ (ST 239) gehörten; insofern hat der Dialekt hier seine ganz normale sozial-moralische Lesart. Auf jeden Fall wird unser Pferdejunge auf diese Weise ein normaler Soldat und sich höflich-höfisch benehmender und sehr erfolgreicher Fourageur, da er als gelernter Jäger alle Steige und Schliche kennt.

7. Diabolus ex machina

Diese Phase wird uns besonders lebhaft geschildert, da uns Grimmelshausen mit expliziter Einführung aus der „Histori“ herausnimmt und ankündigt :

Ich muß ein Stücklein oder etliche erzehlen [...] / und ob sie schon niht von importanz seyn/ sind sie doch lustig zu hören [...] (ST 188).

Diese Geschichten sind zweifellos unterhaltsam, sind aber zweifellos nicht so bedeutungslos, wie sie tun, werfen sie doch ein Licht auf die moralische Ambivalenz unseres Romanhelden, der daher – fast logischerweise – wieder allerlei mit dem Teufel zu tun hat. Es wird die Geschichte erzählt, wie er mit Hilfe eines Studenten, der sich vom Pfarrer das Viaticum erbittet, ein Dorf auskundschaftet, um zu wissen, wo Essen zu holen ist. Da sieht er den Bauern, der gerade seinen Backofen zum Ausbacken der Pumpernickel herichtet, merkt sich das, kauft aber für seinen Hauptmann „etliche Stutten/ (das ist ein so genantes weißes Brod)“ (ST 190). Und als er denn seinen Kollegen wieder beim Pfarrer einsammelt, erscheint ihm etwas, was wiederum wie der Blick ins Paradies geschildert ist; auf dem Weg vom Pfarrhaus in die Kirche geht man unter dem Räucheramin durch:

[...] ô mirum! da sahe ich/ dass der schwarze Himmel auch schwartz voller Lauten/ Flöten und Geigen hienge/ ich vermeyne aber die Schincken/ Knackwurst und Speckseiten/ die sich im Kamin befanden (ST 190/191).

Die Sphärenklänge dieses Himmels sind sehr irdisch, ganz von der geschilderten westfälischen Weise, und nicht nur schwarz vom Rauch, sondern auch dunkel wie des Simplicii, des Jägers, Vorhaben. Durch den Kamin steigt er mit Hilfe seiner „Cameraden“ ein, sieht sich dann gefangen, kann sich aber befreien, indem er sich als der Teufel ausgibt, der dann, wenn man die Geschichte aus der Sicht des bestohlenen Pfarrers sehen will, mittels eines feierlichen Exorzismus erfolgreich vertrieben wird. Und auch hier wird klar, daß wir es durchaus real mit Himmel und Hölle, mit dem Schicksal des Menschen zu tun haben. Was macht das Jägerken, um als Teufel glaubwürdig zu erscheinen?

[...] machte mich derowegen mit meinen schmutzigen Händen/ darinn ich Aschen/ Ruß und Kohlen riebe/ im Angesicht und an Händen so abscheulich/ dass ich ohne Zweifel keinem Engel mehr (wie hiebevordie Closter-Frauen im Paradeis sagten) gleich sahe (ST 193).

So nutzt hier Simplicius die „simulatio“ erfolgreich zu seinen Gunsten, seine Erscheinung aber erinnert an den Anfang des ganzen Buchs, wo die Verderbnis der Gesellschaft darin gezeigt wird, daß alle möglichen Menschen sich edel dünkten, wiewohl ihr Erscheinungsbild dem Hohn spricht:

ja sie/ diese neue Nobilisten/ seynd oft selbst so schwartz/ als wenn sie in Guinea geboren und erzogen wären worden (ST 9).

So sieht Simplicius eigentlich jetzt auch aus, und zeigt in seiner Verkleidung doch auch emblematisch schon an, daß er in Gefahr steht, zur üblen Seite hin zu kippen. Einstweilen ist er aber offenbar ein ganz eindrucksvoller Teufel; als ihn der Pfarrer im Exorzismus fragt:

Wer ich seye/ und was ich da zu schaffen hätte? Weil er mich nun vor den Teuffel selbst hielte/ so gedachte ich/ es wäre billig/ dass ich auch wie der Teuffel thäte/ dass ich mich mit Lügen behülffe/ antwortet derowegen: Ich bin der Teuffel/ und will dir und deiner Köchin die Häls umdrehen (ST 193).

Hier wird nun die Erzählerhaltung und ihr Verhältnis zur dargestellten Realität endgültig undurchsichtig: wenn er der Teufel ist, darf, ja muß er lügen, er ist aber andererseits nicht der Teufel. Offenkundig sind wir hier nahe an der Aporie der lügenden Kreter. Und es wird nicht besser, die Stelle, kurz bevor ihm die Flucht gelingt, endet in folgendem Rasonnement:

ich aber machte mir ein Gewissen/ dass ich mich vor den Teuffel beschwören liesse/ vor welchen er mich eigentlich hielte/ weil er etwan gelesen oder gehört hatte/ dass sich der Teuffel gern in grünen Kleidern sehen lasse (ST 194).

Der Teufel ist zumindest auf jeden Fall eine Realität, mit der man als Mensch zu rechnen hat, aber, wie schon so oft gezeigt, die Zeichen lassen sich nicht immer eindeutig lesen.

In der Folge professionalisiert Simplicius, von dem es an dieser Stelle heißt, er gehe „zu weit auf die linke Hand“ (ST 197), die Taktik des Raubens unter dem teuflischen Anschein, er plant:

[sich] einige Teuffels-Larven und darzu gehörige schröckliche Kleidungen mit Roß- und Ochsenfüssen machen zu lassen (ST 203).

Einem auftretenden Konkurrenten, dem Jäger von Werle, macht er mittels zweier entsprechend verkleideter Knechte die Hölle heiß. Als infolge dessen die Leute tatsächlich glauben, er „hätte warhaftig zween leibhaftiger Teuffel [...] die [ihm] auf den Dienst warteten“ (ST 207), nimmt er das als Warnung und stellt sein „gottlos Leben“ (ST 207) ab.

Und solcherart bekehrt schreibt er auch dem Pfarrer, den er als Teufel bestohlen hatte, einen Brief, mit dem er seine Identität erhellt, und ihn mit einem Ring mit einem eingelekten Saphir bezahlt. Der Saphir ist immerhin ein geeignetes Geschenk, mag auch die Selbstbezeichnung des Simplicius nicht frei von Eitelkeit sein. Denn dem Saphir wurden seit dem Mittelalter „wunderbare Kräfte gegen alle Krankheiten der Seele und des Leibes zugeschrieben [...] wegen seiner Eigenschaft, keusch und züchtig zu erhalten, trugen ihn die Geistlichen im Mittelalter als Schmuck und Talisman“ (HDA 1987 Bd. 7, Sp. 941).

Aber auch damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende, im dritten Buch, das weiterhin dem Kriegsgeschehen und dann allmählich auch erotischen Avancen und Attacken gewidmet ist,⁷ dringt Simplicius bei der Eroberung und Plünderung eines westfälischen Städtchens in ein Haus ein. Er bricht in einem Schlafraum eine verschlossene Truhe auf, da richtet sich „ein kolschwarzes Ding gegen mir auff/ welches ich vor den Lucifer selbst ansahe“ (ST 225); dieser schwarze Teufel erschreckt ihn zu Tode. Gerad als Simplicius überlegt, ob er ihn niederschlagen soll, geschieht gänzlich Unerwartetes:

er aber knyete nider/ hub die Händ auff/ und sagte: Min leve Heer/ ick bitte ju oder Gott/ schinckt mi min Levent! da hörete ich erst, dass es kein Teuffel war/ weil er von Gott redet/ und umb sein Leben bat; sagte demnach/ er sollte sichn auß dem Trog geheyen/ das thät er/ und ging mit mir so nackend/ wie ihn Gott erschaffen hatte (ST 225).

„Erstaunlich“, so kommentiert SODMANN (1973, 345) zu Recht, „sind die nd. Kenntnisse eines Mohren“. Hier entpuppt sich der Teufel endgültig als ganz harmlos, und wird als Beute letztlich um 12 Taler verkauft. Die teuflische Schwärze, verstärkt durch die apotropäische Nacktheit, erweist sich als Wahn, der nackte Mohr führt den Simplicius dann mit der Kerze durchs Haus. Und auch daß er Niederdeutsch spricht, bricht den Ernst und Schrecken der Szene – wir sind wieder in der Komödie. Simplicius nimmt es aber immerhin zum Anlaß, auf dem Rückweg bei dem beraubten Pfarrer einzukehren, um ihm zu berichten, wie ihm der Mohr die gleiche Art von Schrecken eingeflößt habe wie zuvor der Simplicius dem Pfarrer. So daß der Teufel wieder einmal in der Undeutlichkeit der Zeichen verschwindet.

⁷ Abgesehen von den „Jupiter“-Passagen; er trifft „einen einsamen Wanderer [...], der sich zwar gefangen nehmen lässt, sich dann im Verhör aber als Gott Jupiter ausgibt: ein Phantast, wie sich herausstellt, der zuvielo Romane gelesen hat und nun Simplicius mit seinen Weltverbesserungsplänen verblüfft“ (BREUER 1999, 38/39).

8. Niederdeutsch, Gott und die Welt

Von dem fremdartig sprechenden Reiter im Spessart, der den jungen Toren Simplicius das Fürchten lehrt, und der den Teufel im Mund führt, bis hin zu einem teuflischen Schwarzen in einer westfälischen Stadt, der den weltläufigen jungen Offizier, den erfolgreichen Jäger, das Fürchten lehrt, und der den lieben Gott anruft, reicht die Spannweite der Äußerungen, die uns in niederdeutscher Form zu Gehör kommen.

Das ist nicht verwunderlich. Von der Gefährdetheit der Seele des Menschen, wie sie zwischen Gott und dem Teufel schwanke, und davon, daß man dem ersten Schein nicht trauen könne, davon handelt ja der ganze Roman, wie sollten da die regional markierten Dialogpartien und die durch entsprechende welthaltige Elemente, wie das Essen und das Trinken, geprägten Schilderungen nicht diesem Schema folgen. Wenn auch klar ist, daß das so ist, bleibt auffällig und bemerkenswert, wie unser Autor das macht. In den beiden Randszenen, an die ich gerade noch einmal erinnert habe, wird davon ausgegangen, daß die Sprache des Alltags den Teufel und den lieben Gott, die Heiligen und weiteres, in phraseologischer, satzmodaler Funktion im Munde führt. Aber, wie in literarischen Texten häufig, liegt der Trick in der Bewußtmachung des Alltäglichen, das Zeichen wird remotiviert.⁸ Und so spielt denn in der kriegerischen Welt, in die der Held des Buches in der Phase, aus der all diese niederdeutschen Partien stammen, eintaucht, tatsächlich der Teufel, der Böse, eine wichtige Rolle, auch wenn sein realer Status nicht immer klar ist.

Und das Niederdeutsche? Das Niederdeutsche hat wohl eigentlich nichts mit dem Teufel zu tun. Aber es paßt wunderbar in die Geschichte: zu Beginn bringt der Krieg die niederdeutschen Sprecher als Muster des Fremden in den Spessart, zunächst weiß unser Held gar nicht, mit was er da zu tun hat, dann bringt der Krieg den Simplicius in die Gegend des Niederdeutschen, genauer gesagt nach Westfalen. Das Niederdeutsche gehört zu seiner Welt, als *dat Jäjerken* ist er auch sprachlich integriert. Und dann begegnet ihm das Fremde, von dem er zunächst wieder nicht weiß, was er davon zu halten hat, der „teuflisch“ aussehende nackte Mohr mit der vertrauten Sprache. Aber: er führt Gott im Mund, die Soldateska des Anfangs den Teufel.

Das erste Mal gehört hat Simplicius das Niederdeutsche, als er noch nichts von der Welt kannte, oder in des Romans eigenen Worten:

Ja ich war so perfect und vollkommen in der Unwissenheit/ daß mir unmöglich war zu wissen/ daß ich so gar nichts wuste (ST 12).

Am Ende des dritten Buchs nun, Simplicius hat mancherlei gelernt, ist sogar unvermutet verheiratet worden und verläßt nun den Raum in Westfalen, in dem er so kriegerisch, gesellschaftlich und erotisch so eindrucksvoll aufgetreten ist. Von Lippstadt bricht er auf,⁹ und geht nach Köln, um sich dort um sein Geld zu kümmern – es wird ihn aber dann weiter nach Paris verschlagen. Auf diesem Weg sieht er mancherlei,

⁸Das gilt z.B. auch für die Stelle, wo Simplicius protestantisch fromm gemacht werden soll, und er sich durch die beiläufige Bezugnahme auf die Mutter Gottes als „Papist“ erweist.

⁹Zur geographischen Verifikation vgl. die Karte mit den Aufenthaltsorten und Wegen des Simplicissimus in Westfalen (BERGHAUS/WEYDT 1976, 72), die in der realen Welt des 30jährigen Krieges in die Jahre 1636–1638 fallen.

sonderlich einen Bauren im Bergischen Land// der mich allerdings an meinen Knan im Spessert gemahnte/ sein Sohn aber dessen Simplicio sich am besten vergleiche (ST 279).

Auch hier wird uns eine Art der Erziehung geschildert, die der leicht ebenbürtig ist, die zu Beginn Simplicius von seinem Knan empfängt; und auch hier ist die bittere Pille der Erkenntnis mit der lächerlich-satirischen Form volkssprachlicher Komik überzuckert:¹⁰ Die Säue, die der Junge im Bergischen Land zu hüten hat, werden unruhig, fangen an zu grunzen,

der Knab aber über sie zu fluchen/ daß sie der Donner und Hagel erschlagen/ und de Tüfel dartoo halen solte; das hörte die Magd/ und schrye dem Jungen zu/ er sollte auffhören zu fluchen/ oder sie wolts dem Vatter sagen: deren antwortet der Knab/ sie sollte ihn im Hindern lecken/ und ihre Mour dartoo brühen; Der Baur hörte seinem Sohn gleichfalls zu/ lieffe derowegen mit seinem Brügel auß dem Hauß und schrye: Halt du hundert tausend ec. Schelm/ ick sall di lehren sweren/ de Hagel schla di dann/ dat di der Tüfel int Liff fahr/ erwischt ihn damit bey der Cartausen/ brügelt ihn wie einen Tantz-beeren/ und sagte zu jedem Streich: Du böse Bof/ ick sall di leeren floeken/ de Tüfel hal di dann/ ick sall di im Arse lecken/ ich sall di leeren dine Mour brühen ec. (ST 279/280)¹¹

Bei solcher „Holdseeligkeit“ des Umgangs miteinander fühlt man sich an die spessartischen Kommunikationsstrategien erinnert. Und so schließt sich diese Phase im Roman auch in dieser Hinsicht zu einem Ganzen. In der Beschränktheit des volkstümlichen Redens im Spessart und in Westfalen scheint auf, welchen Weg in den Gefährdungen der Welt unser Simplicius hinter sich gebracht hat. Nicht die Sprachform ist es aber, die bei Grimmelshausen dem Verlachen anheimgegeben wird, es ist vielmehr die dahinter stehende kommunikative Haltung, die zu den stereotypen Vorstellungen vom Deutschen gehört: Jemandem etwas auf gut deutsch sagen, heißt ja, es ihm unverblümt, ohne Höflichkeiten zu sagen (vgl. WEINRICH 1986). Gegen diese Gleichsetzung wendet sich Grimmelshausen explizit, wenn er in seinem „Teutschen Michel“ über die Frage „Wo das beste Teutsch zu finden“ (TM 54) räsoniert:

Ich habe etwan einen groben Esel einen andern seines gleichen auf die Kürbe laden hören oder eine schandliche Arbeit [...] mit unflätigen Worten thun heissen daran er henckte/ diß ist gut Teutsch; Ich kann aber solche garstige Zotten nicht loben (TM 54).

Genau das geschieht in unserm letzten niederdeutschen Beispiel; von der Sprachform ist das aber nicht abhängig; auch im besten und zierlichsten Deutsch sei das nicht gut deutsch.

Davon abgesehen, spricht man nach Grimmelshausens Ansicht (TM 54/55) das beste, von örtlichen Dialektalismen nicht belastete Deutsche – überraschender Weise – im Raum

¹⁰So motiviert ja Grimmelshausen zu Beginn der Continuatio (ST 473) den Gebrauch des satirischen Stils.

¹¹Sprachliche Charakteristika des Westfälischen in diesem Stück beschreibt SODMANN 1973, 345.

von Speyer und „auff der kleinen Seyten zu Prag“ (TM 55); für die Sprachkultur zuständig seien die Gelehrten, die Kaufleute und die fürstlichen Kanzleien, die einen vernünftigen Ausgleich pflegten, nicht aber „etliche Sprachhelden“ die meinten, sie wüßten „allein die Teutsche Sprach zu reformir“ (TM 56), und im übertriebenen Purismus an der falschen Stelle ansetzten.

Letztlich habe aber jede Sprachform ihren Platz, wenn sie mit Redlichkeit verbunden sei,¹² sie sei dann jeweils auch das beste Deutsch:

Ist diese nach der jenige der allerbeste Teutsche/ welcher der alten Teutschen Tugenden übet und liebet/ wann er gleich nit besser oder zierlicher redet als ein kropfger Pin[z]gauer¹³ und bey einem solchen ist auch das beste Teutsch zu finden. (TM 57).

Literatur:

- BELLMANN/HERRGEN/SCHMIDT 1994 = Günter Bellmann / Joachim Herrgen / Jürgen Erich Schmidt: Mittelrheinischer Sprachatlas. Tübingen.
- BERGHAUS/WEYDT 1976 = Peter Berghaus / Günther Weydt: *Simplicius Simplicissimus*. Grimmelshausen und seine Zeit. [Ausstellungskatalog] Münster.
- BERGHAUS/DETTMER 1976 = Peter Berghaus / Hermann Dettmer: Der historische Hintergrund – Deutschland im 17. Jahrhundert. In: BERGHAUS/WEYDT 1976, 1–13.
- BERGHAUS/HÖLZ 1976 = Peter Berghaus / Dietrich Hölz: Ereignisse. In: BERGHAUS/WEYDT 1976, 15–54.
- BREUER 1999 = Dieter Breuer: *Grimmelshausen Handbuch*. München.
- BUCHER 1994 = Hans-Jürgen Bucher: Dialoganalyse und Medienkommunikation. In: FRITZ/HUNDSNURSCHER 1994, 471–492.
- DEEG 1995 = Stefan Deeg: *und wie du bist/ so redestu*. Zu Form und Funktion der Gesprächsszenen im *Simplicissimus* Teutsch. In: *Simpliciana* XVII, 9–38.
- EICHINGER 1988 = Ludwig M. Eichinger: Die Personennamen in Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus*. In: *Neophilologus* 72, 66–81.
- FLEITMANN 1985 = Wilhelm J. Fleitmann: Westfälisches in Grimmelshausens *Simplicissimus*: Fernstraßen, Postwesen und Spezialitäten. In: *Simpliciana* VI/VII, 113–122.
- FRITZ/HUNDSNURSCHER 1994 = Gerd Fritz / Franz Hundsnurscher: *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen.

¹² „gegenwärtiger Zeit Wörter soll man sich gebrauchen/ und der Alten Sitten ancfolgen“ (TM 57)

¹³ Die Kröpfe der Steiermärker haben schon bei Sebastian Franck das Zeug dazu, ihre Sprach besonders hässlich zu machen; vgl. STANZEL 1998, 90.

- GRIMMELSHAUSEN [= ST] = Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der abentheuerliche Simplicissimus teutsch und Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi. Herausgegeben von Rolf Tarot. 2. Auflage. Tübingen 1984.
- GRIMMELSHAUSEN [= TM] = Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem Teutschen Michel, herausgegeben von Rolf Tarot. Tübingen 1976.
- HDA 1987 = Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Herausgegeben von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin/New York.
- HESSELMANN 1993 = Peter Heßelmann: „Dessen Schwall mache Jesuiten verstummen“. Grimmelshausen und die Rhetorik. In: *Simpliciana* XV, 105–122.
- KRAUSSE 1968 = Helmut Karl Krausse: Zur Sprache des „Simplicissimus“. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 69, 437–451.
- MARQUARDT 1976 = Axel Marquardt: Der Lebensweg Grimmelshausens. In: *BERGHAUS/WEYDT* 1976, 69–75)
- MEID 1984 = Volker Meid: Grimmelshausen. Epoche – Werk – Wirkung. München.
- NOEHLES 1976 = Gisela Noehles: Das Titeltkupfer zum Simplicissimus Teutsch. In: *BERGHAUS/WEYDT* 1976, 109–114.
- SIEGERT 1995 = Reinhart Siegert: Zur Sprachkomik Grimmelshausens im Simplicissimus. In: *Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung*. Festschrift für Walter E. Schäfer (= *Chloe* 22). Hrsg. Von Wilhelm Kühmann. Amsterdam, 283–314.
- SODMANN 1973 = Timothy Sodmann: Mundarten in Grimmelshausens Werken. In: *Leuvense Bijdragen* 62, 339–352.
- STANZEL 1998 = Franz K. Stanzel: Europäer. Ein imagologischer Essay. 2. Aufl. Heidelberg.
- STRECKER 1994 = Bruno Strecker: Dialoganalyse und Grammatik. In: *FRITZ/HUNDSNURSCHER* 1994, 281–298.
- STRELLER 1990 = Siegfried Streller: Rollensprechen in Grimmelshausens Erzählen. In: *Simpliciana* XII, 89–99.
- STRELLER 1998 = Siegfried Streller: „... um wieder zu meiner Histori zu kommen.“ Die Verwendung der Begriffe *Histori* und *Fabula* bei Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XX, 25–36.
- WEINRICH 1986 = Harald Weinrich: Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist? Mannheim usw.
- WEYDT 1990 = Günther Weydt: Jacques Callot als Anreger Grimmelshausens – oder: wie die Bilder laufen lernten. In: *Simpliciana* XII, 291–322.

WIMMER 1998 = Ruprecht Wimmer: Historia und Fabula in Drama und Roman der frühen Neuzeit. In: *Simpliciana XX*, 63–76.